

**HEYNE <**



SOPHIE HOPPER

Miss  
TAYLOR,  
das  
WASSER  
und die  
LIEBE

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

© by Sophie Hopper

© 2025 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
produksicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR)

Redaktion: Katja Bendels

Umschlaggestaltung: bürosüd unter Verwendung von  
www.bürosüd.de; Culture Club/Getty Images

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-42870-6

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Dieses Buch ist Honor Frost (1917–2010) gewidmet,  
der Pionierin der Unterwasserarchäologie,  
für die jeder Moment über der Wasseroberfläche  
verschwendete Zeit war.*



*Let the light in, Tina!*





## Prolog

### Yucatán, Mexiko

*Frühjahr 1951*

Im Licht der Morgensonne wirkte das Wasser, das sich in der Höhle unter ihr ausbreitete, klar wie Glas. Träge auf der Oberfläche schaukelnd, lauschte Milla dem vor Trockenheit knisternden Urwald. Zu ihrer Erleichterung waren die Brüllaffen, deren Geschrei sie jedes Mal aufs Neue erschreckte, endlich verstummt. Nur eine Schar Papageien versuchte sich noch gegenseitig zu übertönen. Hin und wieder schwebte eine Duftwolke vorüber, doch Milla wusste, dass sie sich nicht die Mühe machen musste, nach ihrem Ursprung zu suchen. Die Blumen versteckten sich zu gut im struppigen Unterholz, das die Wasserstelle umgab.

Gestern Abend auf ihrer dünnen Strohmattmatze hatte sie sich gefragt, ob sie es noch einmal wagen wollte. Doch allein der Gedanke daran war keine gute Idee gewesen. Innerhalb von Sekunden hatte sie sich wieder gefühlt, als würde ihr die Luft knapp werden. Glücklicherweise hatte in diesem Moment Helen neben ihr zu schnarchen begonnen und damit Milla wieder ins Hier und Jetzt zurückgeholt.

Doch als nun die Sonne über die Baumwipfel kletterte, war sie bereit. Sie dachte nicht mehr an die Angst, die sie bei ihrem letzten Versuch in der Enge des Felsens überkommen hatte. Ebenso wenig dachte sie noch an die Milla, die sie eigentlich war: eine blasse, sommersprossige, rot-haarige Engländerin, die so gut in einen Süßwassersee im mexikanischen Urwald passte wie eine Handvoll Sardinen auf rote Grütze.

Stattdessen holte sie Luft, vollführte eine weiche Drehung und tauchte unter. Tiefer und tiefer schwamm sie an den moosüberwachsenen Felsen vorbei. Sandpartikel, Pflanzenreste, Fischschuppen, all das sank neben ihr hinab. Sie liebte das trudelnde Tempo hier unten, die Stille, die ihr das Gefühl gab, weit weg von allen Gefahren zu sein. Immer weniger Licht begleitete sie. Eine Schildkröte schwamm heran, verharrte, um sie mit weisem Blick zu betrachten, dann bog sie ab und verschwand in dem Dickicht aus Lianensträngen und Algen, die die Höhlenwand überwucherten.

Als hätte ihr das Tier den Weg gewiesen, fand Milla unter all dem Grün schon nach kurzem Suchen den Durchgang. Er war breiter als in ihrer Erinnerung, aber doch so schmal, dass sie sich seitlich hindurchschlängeln musste. Und dann gab es diesen Knick, den sie nicht mal erreichen konnte, wenn sie den Arm hindurchsteckte. Was, wenn sie wieder stecken blieb? Und was, wenn sie sich diesmal nicht befreien konnte? Keine der Frauen, die mit ihr die Expedition begleiteten, wusste von Millas heimlichen Ausflügen. Wenn sie nicht wiederauftauchte, wäre sie im wahrsten Sinn des Wortes vom Erdboden verschluckt.

Doch dann dachte sie wieder daran, wie entschlossen sie sich ihre bisherigen sechszwanzig Jahre lang vor dem Leben versteckt hatte – und trotzdem hatte es sie gefunden. Sie war nicht mehr die Person, die sie noch vor wenigen Wochen gewesen war.

Alle Konzentration sammelte sich an einem Punkt hinter ihrer Stirn, kurz über ihrer Nasenwurzel. Von dort verteilte sich die Energie in ihren Körper. Ihr war, als würde das Wasser plötzlich warm. Sie horchte in sich hinein. Der Sauerstoff in ihren Lungen würde reichen, wenn auch nicht mehr allzu lange.

Ohne noch einmal nach oben zu blicken, glitt sie in den Felsspalt hinein.





## Fünf Monate zuvor

### Cambridge

*Dezember 1950*

»Sie machen das?«, fragte ihr neuer Kollege zum dritten Mal.

Er hatte Milla im Foyer abgefangen, als sie von rußigem Regen nur so triefend hereingekommen war. Skeptisch betrachtete er sie von unten herauf. Sein Gesicht war so faltig, dass es aussah wie von einem Spinnennetz durchzogen.

»Ja, ich mache das. Milla heiße ich. Milla Taylor. Hallo.« Nachdem sie ihm die Hand gereicht hatte, schälte sie sich aus ihrem nach nassem Schaf riechenden Mantel, von dem nach wie vor Regentropfen auf den abgeschabten Dielenboden perlten.

»Smith«, stellte sich der Tagwächter vor und tippte an seine Kappe, unter der flaumiges silbernes Haar hervorquoll. »Harry. Ich weiß ja nicht, ob Sie es wissen, aber Sie sind hier nur auf sich gestellt. Ohne n Mann, der Ihnen zur Seite steht!« Die Empörung darüber, dass im Museum

für orientalische Geschichte und Archäologie ausgerechnet eine Frau für Sicherheit und Ordnung sorgte, war ihm deutlich anzuhören. »Ich könnt aber noch n Weilchen bleiben, wenn Sie möchten. Um auf Sie aufzupassen und auf den ganzen anderen Rest hier.«

»Das ist nett von Ihnen, danke, aber nicht nötig.« Milla hatte Mühe, weiterhin freundlich zu klingen. Bis vor fünf Jahren hatte sich schließlich niemand daran gestört, dass sich Frauen der Marine anschlossen, als Ingenieurin arbeiteten oder als Funkerin. Auch hatte sich kein Mensch darüber beschwert, wenn ihre Nachbarinnen der Frauenhilfsluftwaffe beitraten und die Bomber der Deutschen mit Sperrballons vertrieben sowie, um auch das nicht zu vergessen, im Winter Bäume fällten, Holz hackten oder Busse steuerten.

»Ich arbeite schon seit zwei Jahren hier, Mr Smith. Und bisher bin ich noch nie in eine verzwickte Situation geraten.«

Der Tagwächter aber gab so schnell nicht auf. »Ach was, ich bleib noch n bisschen. Nur damit hier keiner reinkommt und was Wertvolles klaut.«

»Mr Smith, bin ich die Nachtwächterin, oder sind Sie es? Außerdem bin ich einen Kopf größer als Sie und um einiges jünger. Wer ist wohl schneller und geschickter, wenn es darum geht, einen Dieb zu schnappen?« Mist. Musste sie, wenn sie wütend war, immer alles rausplärren, was ihr durch den Kopf schoss?

Geknickt sah er sie an.

»Es tut mir leid, Mr Smith«, versuchte sie einzulenken. »Das wollte ich nicht ... so ... sagen. Möchten Sie

sich noch einen Moment setzen? Immerhin haben Sie den ganzen Tag gestanden.« In dem Versuch, ihren Pater wiedergutzumachen, zeigte Milla auf die Klappstühle, die sich hinter dem Kassenhäuschen versteckten. »Und wie wäre es mit einer Tasse Tee?« Sie kramte ihre Thermosflasche aus dem Stoffbeutel und hielt sie einladend in die Höhe.

Aber Mr Smith schien nicht bereit, ihr so schnell zu vergeben. Mit Trippelschritten – er war wirklich sehr klein – durchmaß er den Raum, der zusammen mit allen noch folgenden des Museums Millas liebster Platz auf der Welt waren. Doch im Gegensatz zu Milla, die jeden Abend voller Begeisterung vor der Tonstatue des Osiris und dem Pappmachénachbau eines Tempels aus der Uruk-Zeit stehen blieb, schien er weder das eine noch das andere wirklich wahrzunehmen. So wenig wie den wunderbaren Duft nach morschem, wurmzerfressenem Holz und Weihrauch. Stattdessen blieb er vor der Tür, die zur Personalgarderobe führte, stehen und sagte: »Das war nich nett von Ihnen.«

»Nein«, gab sie zu. »Es tut mir leid. Wenn Sie vielleicht doch eine Tasse Tee mit mir ...« Sie wurde von dem Heizkörper unterbrochen, der laut vor sich hinzublubbern begann, um anschließend vernehmlich zu knacken. »Haben Sie vergessen, die Heizung runterzudrehen, Mr Smith?«

Was schon wieder nicht sonderlich liebenswürdig klang. Aber Milla konnte sich nicht helfen. Der uralte Radiator hätte schließlich weit vor Ende der Besuchszeit runtergeregelt werden müssen, so hatte es Mr Ashcroft sämtlichen Angestellten eingetrichtert. Fünf Jahre nach

Kriegsende fehlte es im Land schließlich an allem, warum sollte ausgerechnet für die Nachtwächterin geheizt werden?

Gekränkt verzog Mr Smith das Gesicht. »Nee, hab ich nich. Weil ... Ach, das hab ich eben ja ganz vergessen. Ich hab die Heizung angelassen, weil Sie heute noch Gesellschaft bekommen.«

*Gesellschaft?* Bitte nicht! Milla liebte ihre Arbeit als Nachtwächterin schließlich vor allem deswegen so sehr, weil sie dabei nie einer Menschenseele begegnete. Nur sie, die Stille und wunderschöne Artefakte aus längst vergangener Zeit. Was konnte es Besseres geben?

»Wer sollte mir Gesellschaft leisten?«

Der winzige Mr Smith verschwand fast hinter der größten Vitrine des Foyers, in der sich die Miniaturnachbildung einer altägyptischen Stadt befand. Er musste ordentlich den Kopf recken, um sie über die Glasoberfläche hinweg herausfordernd anzusehen. »Mr Ashcroft!«

Der Museumsdirektor? Milla fuhr es kalt den Rücken runter. Wieso sollte er sich an einem ungemütlichen Dezemberabend hier einfinden, wo er doch gewöhnlich von seinem Büro in seinem Haus im noblen Viertel Newton aus arbeitete? Mr Ashcroft verschlug es nur selten ins Museum, und wenn doch, dann meist bloß für drei hektische Minuten während des Tages, von denen Milla erst erfuhr, wenn er längst wieder weg war. Immerhin war er nicht nur Direktor, sondern auch Vorsitzender diverser Ausschüsse, Universitätsprofessor und noch etwas, das Milla entfallen war. Er hatte sie zwei Jahre zuvor eingestellt und sich seither so viel um sie gekümmert wie ein

Mondfisch um seine Nachkommen. Dass der Direktor plötzlich persönlich mit ihr sprechen wollte, konnte nichts Gutes bedeuten.

Ob ihm reichlich verspätet die gleichen Bedenken wie Mr Smith gekommen waren und er nun plante, sie zu feuern und einen Mann an ihrer Stelle einzusetzen? Mit dem Gefühl, einen Medizinball verschluckt zu haben, drehte Milla den Kopf zum Eingang. »Hat er auch gesagt, was er vorhat?«

»Na, also, nee. Das weiß ich nich. Ich hab doch nich selber mit ihm geredet.«

»Und woher wissen Sie dann, dass er überhaupt kommt?«, stieß sie hervor, während ihre Gedanken bereits um die Frage kreisten, woher sie ohne eine Stelle Geld für das nächste Essen nehmen sollte – oder die Pence für den Gaszähler. Aber auch von diesen profanen Dingen einmal ganz abgesehen war die Vorstellung, wieder tagein, tagaus im Bett zu liegen und auf die sich langsam lösende Tapete neben ihrem Fenster zu blicken, derart deprimierend, dass sie am liebsten laut geschrien hätte. Sie fragte sich bloß, warum ihr der Direktor nicht einfach eine schriftliche Kündigung geschickt hatte ...

»Miss Hutchinson hat davon geredet«, beantwortete der Tagwächter ihre Frage. »Sie hat überlegt, ob sie nich n bisschen länger bleiben soll. Weil's sich doch so gehört, wenn der Chef kommt, wie? Liebe Frau, ne? Bisschen aufdringlich, aber, tja ...«

Oh, über die Kassiererin Miss Hutchinson könnte Milla vieles erzählen, Gutes wäre allerdings nicht dabei.

Eine lauter werdende Stimme unterbrach ihre düsteren

Gedanken. Sie erkannte das dunkle Timbre Mr Ashcrofts, untermalt von Schritten durch den Hof, der das Museum von der belebteren Straße im Zentrum von Cambridge trennte. Die Tür ging auf, und der Museumsdirektor, voluminös und untersetzt, mit einem Stiernacken, der fast so breit war wie sein Kopf, trat ein. Er trug einen schwarz glänzenden Anzug, der ziemlich knapp saß, kombiniert mit einer leuchtend roten Krawatte.

Zu Millas Entsetzen war er nicht allein, obwohl Mr Ashcrofts Begleiter neben dem Museumsdirektor fast unsichtbar erschien. Bestürzt musterte Milla den jungen Mann. Hatte ihr Chef ihren Nachfolger etwa gleich mitgebracht? So einen Hänfling? Sie schätzte ihn auf Mitte bis Ende dreißig; er war blass und etwas gelbstichig um die Nase herum, auf der eine kreisrunde Brille saß. Das dürrtige Haar trug er streng zurückgekämmt.

»Da ist sie ja!«, dröhnte der Direktor, der den Raum trotz seiner geringen Körpergröße komplett auszufüllen schien. Als er und sein Begleiter auf Milla zutraten, nahmen sie ihre Hüte ab und reichten sie ihr wie einer Garderobiere. Milla betrachtete die beiden Fedoras in ihren Händen eine Sekunde lang ratlos und legte sie dann aus Mangel an anderen Ideen auf einer der Vitrinen ab.

»Miss Taylor – Mr Horn«, machte Mr Ashcroft den Hänfling und sie miteinander bekannt. Beide nickten einander stumm zu. Aus dem Nebenraum erklang das leise Knacken des Kanonenofens, vor dem sich Milla im Winter zwischen ihren Runden gern ausruhte.

»Soll ich Sie herumführen, Mr Horn?«, fragte Milla nach einer Weile, in der Mr Ashcroft zufrieden den Blick

durch das Foyer hatte wandern lassen. »Möchten Sie sich vielleicht zuerst den Umkleideraum ansehen?«

Womöglich würde er es sich dann noch einmal überlegen, ob er wirklich hier arbeiten wollte. In ihren Ausmaßen ähnelte die Garderobe nämlich einer Büchse Corned Beef, wenn auch mit durchdringendem Käsegeruch. So niedrig, dass sich niemand über eins sechzig darin aufrichten konnte, fensterlos und voller Mäusedreck, war sie eigentlich nur für männliche Nachtwächter gedacht, aber Milla benutzte sie aus Mangel an Alternativen ebenfalls.

»Also, jeden Raum muss Mr Horn beileibe nicht sehen«, schaltete sich Mr Ashcroft ein. »Besser wäre es wohl, wenn Sie ihm von sich erzählten.«

Verdutzt blickte Milla vom Direktor zu dem Hänfling, der sie auf nervtötende Weise über seinen Brillenrand hinweg anstarrte. »Von mir?«

»Natürlich«, ließ sich wieder der Direktor hören. »Sie sind doch die Frau der Stunde. Mr Horn ist nämlich von der *Cambridge Gazette* und Ihretwegen hier.«

Der Kerl war von der Zeitung? Zu ihrer Erleichterung darüber, dass Mr Ashcroft sie womöglich doch nicht feuern würde, gesellte sich Unbehagen. Reporter bedeuteten schließlich nie etwas Gutes.

»Ihm ist zu Ohren gekommen, wie fortschrittlich wir sind«, fuhr Mr Ashcroft stolz fort. »Eine Frau, die als Nachtwächterin arbeitet, das ist wohl einzigartig im Vereinigten Königreich, und da er eine Reihe von ... wie sagt man ... Erzählungen ...«

»Reportagen«, korrigierte ihn Mr Horn pikiert.

»... schreibt«, redete Mr Ashcroft einfach weiter, »über Frauen, die ihren Mann stehen, haha, ist er nun eben hier.«

Mr Horn verzog die Lippen zu einem Strich und legte den Kopf schief. Warum starrte er sie bloß so an?, fragte sich Milla. Sie war doch kein Ausstellungsstück!

»Soll ich«, mischte sich Harry Smith ein, der nach wie vor ratlos herumstand, »auch was sagen?«

»Sie? Nein, mein Lieber, Sie gehen hübsch nach Hause«, dröhnte der Museumsdirektor, woraufhin sich der Tagwächter mit hochgezogenen Schultern in die Garderobe trollte.

»Wissen Sie was?«, wandte sich Mr Ashcroft wieder an Milla. »Ich finde, Sie sollten sich erst einmal umziehen, Miss Taylor. Damit Mr Horn Sie in Uniform bewundern kann.«

»Natürlich. Ich würde allerdings gern warten, bis Mr Smith wieder rauskommt, falls Sie nichts dagegen haben.«

»Oh! Nein, selbstverständlich nicht.« Verlegen schüttelte er den Kopf. »Ich hatte einen Moment lang vergessen ... Wir besitzen hier ja nur den einen, also, ähm, Raum, und ...«

»Es gibt eine *gemischte* Garderobe?«, fragte Mr Horn entsetzt, so als zögen sich dort zu jeder Tages- und Nachtzeit ganze Horden von Frauen und Männern gleichzeitig um.

»Ja, nun, wir sind ein Museum mit begrenztem Platz«, versuchte Mr Ashcroft zu erklären. Plötzlich wirkte er bei Weitem nicht mehr so selbstbewusst. »Aber natürlich

wird sichergestellt, also, ähm, dass die ... also wirklich niemals ein Kollege und eine Kollegin, also ... Miss Taylor, möchten Sie es Mr Horn erklären?»

»Normalerweise bin ich allein hier«, sagte sie. »Dann ist es kein Problem, weil ich die Garderobe für mich habe.«

Dankbar sah Mr Ashcroft sie an. »Genau! Genau das, was ich gerade sagen wollte. Miss Taylor ist ja die einzige Nachtwächterin, und unsere Kassiererin Miss Hutchinson trägt, äh, wie sagt man, zivil.«

Milla witterte ihre Chance. »Mr Ashcroft, glauben Sie nicht, dass sich Miss Hutchinson ohnehin viel besser für ein Interview mit Mr Horn eignet?« Schließlich lechzte die ältliche Kassiererin nach Aufmerksamkeit. Wann immer sie sich zu wenig beachtet fühlte, unterbrach sie sogar die Gespräche der Gäste.

»Jaaaa, also ...«, sagte Mr Ashcroft gedehnt, wurde allerdings von Mr Horn unterbrochen.

»Die Kassiererin? Nein, so leid es mir tut, das ist beileibe kein außergewöhnlicher Beruf für eine Frau. Wissen Sie, Miss Taylor, jetzt, da ich Ihnen gegenüberstehe, muss ich zugeben, dass ich Sie mir ganz anders vorgestellt habe. Sie sehen so ... unschuldig aus.«

»Unschuldig?«, wiederholte Milla baff.

Auch Mr Ashcroft wirkte aus dem Konzept gebracht. »Also, nach so etwas suchen wir unsere Angestellten natürlich nicht aus, haha.«

»Und wieso haben Sie Miss Taylor« – Mr Horn zog Millas Nachnamen übertrieben in die Länge – »angestellt, Mr Ashcroft?«

»Weil sie, na ja, weil ...« Offenbar fiel ihm just in die-

sem Augenblick ein, dass »weil sonst keiner wollte« nicht sonderlich professionell klang.

»Ich hoffe, dass ich Mr Ashcroft durch meine Gewissenhaftigkeit überzeugen konnte. Außerdem bin ich robust. In den zurückliegenden zwei Jahren war ich nicht ein Mal krank«, sprang Milla erneut für ihn in die Bresche.

Wieso redete sie eigentlich über sich, als wollte sie sich an den Höchstbietenden verscherbeln?

»Genau!«, schaltete sich Mr Ashcroft wieder ein. »Sie ... Ja. Deshalb.«

»Was halten Sie davon, wenn wir das Gespräch vertagen?«, schlug Milla vor, die immer noch hoffte, aus der Sache wieder rauszukommen. »Damit ich mich darauf vorbereiten kann.« Und in Gedanken fügte sie noch hinzu: *Zum verabredeten Zeitpunkt werde ich allerdings leider verhindert sein.* Es war schließlich nie gut, Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, das hatte sie früh im Leben gelernt.

»Papperlapapp«, sagte der Reporter frech, was ihm einen zornigen Blick Millas einbrachte. »Wir sind bestimmt schnell fertig, Miss Taylor.« Wieder klang es wie *Tayyyyyyloooooor.* Seltsam!

»Sie verstehen, meine Liebe, Widerstand ist zwecklos. Und vielleicht servieren Sie unserem werten Gast eine Tasse Tee?« Er hatte die Thermoskanne erspäht, deren Verschluss immer noch aus Millas Stoffbeutel hervorlugte.

Der Gedanke, dass auch er den werten Gast, den er schließlich selbst angeschleppt hatte, mit Tee versorgen könnte, kam ihm gar nicht. Wütend ging Milla auf das Kassenhäuschen zu, hinter dem sich die beiden Klappstühle drängten. Sie zog erst den einen, dann den anderen

hervor und griff anschließend unter den Tisch, wo ein kleiner Vorrat schlecht gespülter Becher lagerte.

»Nein, nein«, murmelte sie unhörbar in sich hinein, »ich brauche keine Hilfe, bemühen Sie sich nicht.«

Die Stühle unter die Arme geklemmt, die Becher gegeneinander klackernd, steuerte sie eine der wenigen nicht vollgestellten Ecken innerhalb des Museums an. Zwar befand sich der Platz direkt neben der Eingangstür, durch dessen Spalt es zog wie Hechtsuppe, aber gemütlich sollte es sich dieser Mr Horn sowieso nicht machen.

»Bitte«, sagte sie mit einem angestregten Lächeln, nachdem sie die Stühle aufgeklappt und sich gesetzt hatte. »Fragen Sie, was Sie wissen möchten.«

Doch in dem Augenblick, in dem der Reporter loslegen wollte, tauchte Mr Smith wieder auf. Ohne seine Nachwächteruniform wirkte er noch hutzlicher. »Dann einen guten Abend, die Herrschaften.«

Der Museumsdirektor und auch Mr Horn beachtetten ihn nicht. Dafür stand Milla erneut auf, froh über die kurze Verzögerung. »Ihnen auch, Mr Smith, bis morgen früh!«

Nach einem immer noch gekränkten Blick trat der alte Mann durch die Tür und zog sie hinter sich ins Schloss. Milla spergte hinter ihm ab und machte dann, dass sie in die Garderobe kam. Trotz der Fensterlosigkeit, den rostigen Spinden, die schon knarrten, wenn man sich ihnen nur näherte, und der Pin-up-Fotos, die an den Wänden klebten, erschien ihr der Raum in diesem Moment wie der schönste Ort aller Zeiten. Sie lehnte sich an die Wand und atmete tief durch. Was wollte dieser verdammte Mr Horn

von ihr? Und wo konnte er gehört haben, dass im Museum eine Frau als Nachtwächterin arbeitete? So furchtbar aufregend kam ihr dieser Umstand nicht vor ...

Doch dann gab sie sich einen Ruck. Es war wohl besser, den Blödmann freundlich zu behandeln und auf jede seiner Fragen klar und verständlich zu antworten. Wenn sie Glück hatte, würde ihr Mr Ashcroft für immer dankbar sein und sich womöglich sogar dazu überreden lassen, ihr an Silvester freizugeben, damit sie auf diese blöde Party gehen konnte. Denn wenn nicht, konnte sie ihre Freundschaft zu Jack für eine Weile vergessen. Er würde es ihr nie verzeihen, wenn sie ihn hängen ließ, nachdem sie ihm hoch und heilig versprochen hatte mitzukommen.

Bei dem Gedanken an einen Haufen gut gelaunter Leute, die gemeinsam ins neue Jahr feierten, schüttelte Milla sich kurz und schlüpfte aus ihren Klamotten. Dann rein in die Uniform. Der schlackernde dunkelgraue Anzug war aus so grobem Stoff, dass man ihn als Schmirgelpapier hätte einsetzen können. Trotzdem liebte sie es, ihn zu tragen, denn er schien sie jeden Abend aufs Neue wie eine Rüstung zu umschließen. Danach zog sie ihre Nachtwächterkappe über, sammelte sich und kehrte zu Mr Ashcroft und Mr Horn zurück, die sich leise unterhielten. Als der Museumsdirektor sie sah, ging er wieder zu seinem Platz dicht neben der Osiris-Statue zurück und grinste erwartungsvoll.

»Dann kann es ja losgehen!«

»Miss Taylor«, wandte sich Mr Horn an sie, nachdem sie sich dazu gezwungen hatte, sich mit nicht allzu miesepetriger Miene wieder zu setzen. »Als Erstes interessiert unsere Leserinnen natürlich, wie Sie auf einen so abwegi-

gen Gedanken kamen, ausgerechnet Nachtwächterin zu werden.«

Abwegig fand Milla eher seine Frage, riss sich aber zusammen. »Ich arbeite gern zu dieser Zeit. Nachts, meine ich, von acht Uhr abends bis acht in der Früh.«

»Und wieso? Weil Sie sich gern vor der Welt, wie soll ich es sagen ... verstecken?«

»Verstecken?«, wiederholte sie verwirrt.

»Ja. Verstecken.«

»Nein, tue ich nicht.« Das tat sie doch, wenn sie ehrlich war.

»Ach.« Er notierte sich etwas und sah dabei seltsam zufrieden aus. »Und wie alt sind Sie, Miss Taylor?«

»Sechszwanzig.«

»Da ist es womöglich bald Zeit zu heiraten.«

»Ich kenne niemanden, den ich oder der mich heiraten wollte.«

»Aber Sie sind doch, ähm ... nicht hässlich. Ich meine, rote Haare lassen sich färben, und wenn Sie sich etwas Mühe geben ...«

Wütend musterte sie ihn. »Sind Sie verheiratet, Mr Horn?«

»Aber natürlich.«

»Dann müssten Sie wissen, dass niemand gut aussehen muss, um sich ewig zu binden.«

Falls er ihre Spitze bemerkte, zeigte er es nicht.

»Außerdem ist eine Ehe nichts anderes als ein idiotisches Konstrukt, mit dem es der einen Partei besser und der anderen schlechter geht. Und dummerweise gehöre ich von Natur aus zu letzterer Fraktion.«

Verwirrt schüttelte der Reporter den Kopf, nickte und schüttelte dann doch wieder den Kopf. »Was ich, nun, was ich eigentlich sagen wollte, ist Folgendes: Wenn Sie es doch einmal tun, dann ...«

»Was?«

»Heiraten.«

»Werde ich nicht.«

Enerviert starrte Mr Horn sie an.

Als Milla herausfordernd zurückstarrte, räusperte sich Mr Ashcroft, der immer nervöser an seiner mittlerweile schief sitzenden Krawatte herumspielte. »Ich könnte mir keine bessere Mitarbeiterin als Miss Taylor wünschen. Wir wären betrübt, wenn sie uns verliesse. Aber wenn natürlich die Liebe ruft, nun ...«

»Sie ruft nicht«, stellte Milla richtig.

»Ja, aber wieso nicht, Miss Taylor?«, bohrte Mr Horn nach.

»So etwas wie Liebe gibt es bei mir nicht.«

»*So etwas* wie Liebe? Was meinen Sie damit?«

Milla war so wütend, dass sie sich nur mit Mühe zusammensameln konnte. Was für dumme Fragen dieser Kerl stellte! »Das geht Sie nichts an.«

»Soso«, murmelte er und kritzelte etwas in sein Notizbuch. Dann blickte er auf und rückte seine Brille zurecht. »Wollen Sie mir etwa erzählen, Sie kennen keine Gefühle?«

»Natürlich kenne ich Gefühle!« Das Dumme war doch, dass sie meist viel zu schnell und in großen Gruppen kamen: Trauer, Wut, irgendwo trieb sich noch Enttäuschung herum – oder aber Milla war schlagartig unendlich

glücklich, weil sie einer Hummel dabei zusehen konnte, wie sie in aller Seelenruhe von Blüte zu Blüte flog. Um nicht andauernd wie der Spielball ihrer Gefühle hin- und hergeworfen zu werden, hatte sie notgedrungen eine Technik entwickelt. Ihr Kopf glich einem Gebäude mit unzähligen fensterlosen Kammern, in die sie alles packte, was sie zu überwältigen drohte. Zwar besaß Milla den Schlüssel zu jeder einzelnen Tür, benutzte aber keinen davon. Lieber war ihr, sich mit dem, was dort lagerte, nicht näher zu beschäftigen.

»Aber sagten Sie nicht eben ...«

»Ich wüsste wirklich nicht, was Sie das angeht«, erklärte Milla pampig und schoss alle Vorsätze, freundlich zu dem Reporter zu sein, in den Wind. »Aber um es abzuschließen: Ich habe schlicht nicht die Absicht, mich in die Dienste eines Mannes zu stellen, der mich dafür nicht mal bezahlt.«

Mr Horn sagte nichts mehr, schrieb auch nicht, sondern blickte sie auf eine Weise an, die kaum etwas Gutes bedeuten konnte. Nicht mal mehr die Kohlen in dem kleinen Ofen im Nachbarraum schienen noch zu knacken.

Der Museumsdirektor brach in verlegenes Gelächter aus. »Sehen Sie, komisch ist sie auch!«

Danach breitete sich wieder Stille aus. Eigentlich Milas Lieblingsgeräusch, aber sie mit diesem Kerl teilen zu müssen, machte alles kaputt. Außerdem war es schon fast halb neun. Sie müsste längst zu ihrer ersten Runde aufgebrochen sein.

»Wenn Sie also sonst keine Fragen mehr haben, Mr Horn ...«

»Oh, nun, Miss *Taaayylor*. Fertig sind wir leider noch nicht.«

Wieder diese seltsame Art, ihren Namen auszusprechen. Was sollte das?

»Sind Ihre Freundinnen denn einverstanden mit Ihrer Berufswahl?«

»Ich habe keine Freundinnen.«

An seiner Miene las sie ab, dass sie besser nicht bei der Wahrheit geblieben wäre.

»Aber das ist unmöglich!«

»Ach ja? Wieso?«

»Ja, nun, weil ... jede junge Frau Freundinnen hat.«

Milla nicht. Wenn sie nur an die Mädchen aus ihrer Schulzeit zurückdachte, mit denen sie kaum mehr als die blau-weiße Uniform gemeinsam hatte, grauste es ihr schon. Generell konnte sie sich kaum an ihre Schulkameradinnen erinnern, zumindest nicht, ohne deren wutentbrannte Gesichter vor sich zu sehen, blutig geschlagene Lippen und gleich im Anschluss die Gestalt der Headmistress, die entrüstet über den Schulhof geeilt war und Millas Namen gezischt hatte. Immer schon hatte Milla das Gefühl gehabt, anders als die anderen Mädchen zu sein. Vor allem aber zu viel von allem: zu empfindsam, zu verträumt – und zu brutal, denn statt wie die anderen Mädchen zu streiten oder jemanden bei der Lehrerin anzukreiden, hatte Milla meist zugeschlagen.

Einen besten Freund allerdings hatte sie, aber sie war klug genug, diesem Ekel nicht von Jack zu erzählen. Sicher würde Mr Horn die abstrusesten Vermutungen anstellen. Dabei waren Jack und sie einfach nur Freunde, von genau

dem Zeitpunkt an, an dem er ihr vor beinahe zwanzig Jahren in einem Park einen Schneeball hinterhergeworfen und sie ihn anschließend vermöbelt hatte.

»Und wer ist dann an Ihrer Seite?«

Einen Moment lang spielte Milla mit dem Gedanken, Myrtle zu nennen, die unter einer Marmorplatte lag und in ihre Einzelteile zerfiel.

»Niemand. Sind wir jetzt fertig?«

Ihm glupschten vor Empörung fast die Augen aus den Höhlen, und Mr Ashcroft, der sich immer noch neben der Osiris-Statue herumdrückte, zuckte sichtlich zusammen.

»Weil ich«, fügte sie hinzu, »jetzt meine Pflicht tun muss.« Da der Satz so seltsam förmlich klang, schniefte sie und versuchte sich dann an einem Lächeln. Doch Mr Horn quittierte all das nur mit einem starren Blick.

»Ich begleite Sie, oder haben Sie etwas dagegen?«

»Ja, hab ich.«

Fassungslos funkelte er sie an. Sie hatte nie verstanden, warum die Leute erst eine Auskunft erbat und dann nicht mit der Antwort einverstanden waren.

»Oder muss es sein?«, schob sie hinterher.

»Aber natürlich muss es sein, Miss Taylor!«, meldete sich der Museumsdirektor wieder zu Wort.

Widerwillig stand sie auf. Sie liebte den ersten Rundgang durch das Museum, jeden Tag freute sie sich darauf. Eine magische Stille schien aus jedem der staubigen Winkel aufzusteigen, und es machte ihr Freude, sich darauf zu konzentrieren, wie die Dielen kaum hörbar unter den Sohlen knarrten und die Fensterläden im Wind klapperten. Und wenn sie die Säle betrat mit ihren Schätzen! Manch-

mal kam es Milla so vor, als könnte sie die Menschen, die vor Hunderten von Jahren diese Kette getragen oder jene Vase getöpft hatten, vor sich sehen. Ihre Gesichter, ihre faltenerfurchten Hände, ihr ganzes Leben.

»Na, dann«, sagte sie mürrisch und nahm die Petroleumlampe. Mr Horn folgte ihr auf seinen dünnen Beinen, und auch Mr Ashcroft setzte sich in Bewegung. Mit jedem Schritt, den Milla tat, wuchs ihre Wut. Wann ließen die beiden sie endlich in Ruhe?

Bald hatten Mr Horn und Mr Ashcroft Mühe, ihr zu folgen, so rasch hastete sie den schmalen langen Gang entlang, von dem die Ausstellungsräume im Erdgeschoss abgingen, an denen sie jedoch vorerst vorbeilief. Nachtschwarz war der Himmel hinter den hohen, vergitterten Fenstern, durch deren undichte Spalten eisige, nach verblichenem Papier und Schornsteinrauch riechende Luft pfliff. Das Museum befand sich in einem niedrigen, langgezogenen Gebäude voller dunkler Winkel und abseitiger Flure, die nirgendwohin führten als in einen vermauerten Schacht oder auf ein vergittertes Fenster zu, hinter dem nichts als Backstein zu sehen war. In Cambridge gab es zwei weitere Museen für Archäologie, beide an die Universität angeschlossen. Dort wurden die bedeutenden Artefakte ausgestellt, während hier ... nun, eher Fundstücke aus dem Alltag längst untergegangener Zivilisationen zu sehen waren. Tongeschirr, Musikinstrumente und hier und da ein Schmuckstück, das aus erdfarbenen Keramikugeln gefertigt war.

Der Direktor, der wohl nicht länger nur Anstandsdame spielen wollte, begann das Museum anzupreisen. »In dem

Raum rechts, Mr Horn, finden Sie einen Nachbau des Tempels von Baalbek. Sehr beeindruckend. Unsere Gäste sind regelmäßig ganz aus dem Häuschen darüber.«

Dass die Tempelanlage begonnen, aber von den Schreibern und Stuckateuren, die Mr Ashcroft angeheuert hatte, nie fertiggestellt worden war, unterschlug er. »Und im Saal daneben wartet das Replikat eines alten Schiffes auf Sie. Wollen Sie es sich vielleicht ...«

»Nein«, sagte Mr Horn knapp. »Danke, Mr Ashcroft, das ist nicht nötig.«

Das leise Trippeln der Mäuse und Knabbern der Holzkäfer begleiteten die kleine Gruppe zur Treppe in den Keller hinab, wo das Licht von Millas Petroleumlampe wellenförmige Muster auf die Wände warf. Hier unten war es wie im Bauch eines Wals. Normalerweise glaubte Milla, einen Herzschlag der Ruhe und der Weisheit zu hören, wie man ihn nur in Museen fand. Doch diese Ruhe wurde von Mr Horn gestört und von seinem aufdringlichen Geruch nach billigem Rasierwasser, der hier unten nicht mehr genug Platz hatte, um an ihrer Nase vorbeizuziehen.

»Erzählen Sie, wie Sie als Kind waren.«

*Gemeingefährlich*, lag ihr auf der Zunge. Doch dann riss sie sich zusammen. »Ich bin keine Berühmtheit«, sagte sie brüsk und ging wieder schneller. Links von ihr zog sich eine lange Reihe geschlossener Eisentüren dahin. Milla prüfte jede Klinke, um festzustellen, ob der Raum verschlossen war, bis sie am Ende des Ganges ankamen, in dem die Luft durchdringend nach der alten Kalkfarbe roch, mit der die Wände einst bestrichen worden waren,

um Feuchtigkeit von den Restaurationsobjekten fernzuhalten. »Warum wollen Sie so was wissen? Ihre Leserinnen würden doch sicher gern erfahren, welche Schätze sich hier verbergen. Das alte Ägypten gilt als Ursprungsort des Make-up. Fragen Sie Mr Ashcroft – er kann Ihnen bestimmt erzählen, warum sich die Männer ihre Fingernägel mit Henna färbten und die Augen mit Kohle umrandeten, und ...«

»Unsere Leserinnen interessieren sich für den privaten Werdegang unserer kleinen Sternchen«, fiel Mr Horn ihr einfach ins Wort. »Wenn sie etwas über das Museum erfahren wollen, können sie es anderswo nachlesen.«

»Oder herkommen«, kam es ungewohnt leise von Mr Ashcroft.

Sie standen nun im hintersten Winkel des Kellers. »Ich bin weder ein Sternchen«, sagte Milla, die es kaum noch mit diesem dummen Kerl aushielt, »noch klein.«

»Aber, aber, Miss Taylor erzählt bestimmt gern mehr von sich«, sagte Mr Ashcroft beruhigend zu dem Reporter. Und dann drohend an sie gewandt: »Nicht wahr, Miss Taylor?«

»Natürlich, Mr Ashcroft«, rang Milla sich mühsam ab. Und an Mr Horn gewandt: »Was möchten Sie über meine Kindheit erfahren?«

»Sie stammen aus Cambridge?«

»Ja«, log sie.

»Leben Sie bei Ihren Eltern?«

»Nein.«

»Seit wann nicht mehr?«

»Seit etwas mehr als zwanzig Jahren.«

»Soso. Dürfte ich fragen, wieso Sie Ihr Zuhause so früh verlassen haben?«

*NEIN*, hätte sie am liebsten gebrüllt. »Weil meine Eltern tot sind«, sagte sie stattdessen dumpf.

»Ach. Und wie sind sie gestorben?« Die Frage klang so lapidar, als erkundigte er sich nach einer Versicherungspolice.

»Ein Autounfall«, presste Milla hervor.

»Und Ihnen ist nichts passiert? Saßen Sie denn nicht im Wagen?«

»Nein. Dann sind wir hier fertig?«, hörte sie sich selbst sagen. Ihr war heiß, und mit einem Mal erschien ihr das geliebte Museum nicht mehr wie der sicherste Ort auf Erden, sondern wie eine Falle. Eilig drückte sie sich an Mr Horn und Mr Ashcroft vorbei und ging so rasch die Treppen wieder hoch, dass sie ihren Chef hinter sich immer leiser schnaufen hörte.

Dummerweise ließ sich der Hänfling nicht so leicht abhängen. Kaum stand er im Erdgeschoss, wo sie die Petroleumlampe heller drehte, um den Lichtradius zu vergrößern, wieder neben ihr, fragte er: »Gab es weitere Tote?«

»Was genau wollen Sie eigentlich hören, Mr Horn?«, zischte sie.

»Ich wüsste gern, was damals geschehen ist. Das ist alles.«

»Aber was hat der Tod meiner Eltern mit meinem Beruf als Nachtwächterin zu tun?« War es womöglich gar kein Zufall, dass er ausgerechnet sie für seinen nächsten Artikel ausgesucht hatte?

»Wie ich Ihnen schon erklärt habe«, sagte er in so großväterlichem Ton, dass sie ihn am liebsten die Treppe runterschubst hätte, »ist es das Private, das unsere Leserinnen am meisten interessiert. Wo geschah der Unfall?«

»In Dover«, log sie erneut.

Ganz sicher würde sie Horn nichts von diesem Tag erzählen, vom Meer, das heranrauschte und sich wieder zurückzog, der hüpfenden weißen Gischt, in der sich die Sonnenstrahlen verfangen. Salzgeruch in der Luft. Sand, der sich in jede Hautfalte bohrte. Ein heißer, trockener Wind, der über ihre Arme und ihren Nacken fuhr. Die Muschel in ihren Händen, glatt und samtig.

Sie war so glücklich gewesen. Glücklicher als je zuvor, glücklicher als je danach.

»Dover?«, wiederholte Mr Horn nachdenklich. »Und wann war das?«

»1929«, erwiderte Milla. Und schob mit allem, was sie an verbleibender Höflichkeit aufbieten konnte, hinterher: »Darf ich Ihnen jetzt die Ausstellungsräume zeigen?«

Er grinste. »Sie dürfen, Miss van Nissen.«

Milla erstarrte. »Taylor«, korrigierte sie ihn endlich.

Mr Horn grinste breit. »Aber natürlich, habe ich das nicht gesagt?« Mit beschwingten Schritten ging er auf den Saal zu, in dem das nachgebaute Schiff aus der Bronzezeit zwischen den kreuz und quer stehenden Vitrinen mit diversen Resten von Musikinstrumenten fast verschwand. Milla folgte ihm mit weichen Knien. Hatte er sie gerade wirklich Miss van Nissen genannt?

»Ist alles in Ordnung?«, fragte er betont munter über seine hagere Schulter hinweg. »Sie sehen besorgt aus.«

»Nein. Alles ... bestens.« Gar nichts war in Ordnung! Fieberhaft fragte sie sich, woher dieser Kerl wohl von ihrer Vergangenheit erfahren hatte. Jack war doch der Einzige, der davon wusste!

Nein, beschloss sie. Sie hatte sich verhört.

»Haben Sie ein Lieblingsausstellungsstück, Miss Taylor?«, fragte der Reporter unschuldig, als sie hinter dem Schiff anlangten, dessen Planken im Licht der Petroleumlampe warm erstrahlten. In den Vitrinen neben ihnen wurden Funde aus der Zeit der Mykener ausgestellt – winzige Keramikfiguren, die Rinder oder Hunde darstellten, eine getöpferte Stiermaske und Fragmente eines Wandgemäldes. Auch Mr Ashcroft hatte sich wieder zu ihnen in den Saal geschoben und ließ stolz den Blick über die Sammlung gleiten.

»Nein, habe ich nicht, Mr Horn.«

»Aber zwickt es Ihnen nie in den Fingern ... Sie verstehen?«

»Wie bitte?«, fragte sie eisig.

»Na, ich meine ...« Der Reporter zwinkerte ihr verschwörerisch zu. »Haben Sie wirklich nie darüber nachgedacht, einmal etwas einzustecken? Eine winzige Statue? Ein Schmuckstück? Den Krümel einer Keramik?«

Statt ihm zu antworten, starrte sie ihn strafend an, bis er reumütig den Blick abwandte. Mr Ashcroft, der nicht zugehört zu haben schien, stand immer noch gedankenverloren neben der Tür.

»Wenn ich etwas stehlen würde, dann doch wenigstens etwas Wertvolles«, wies Milla Mr Horn schließlich zu. »Alles andere wäre idiotisch.«

»Soso.« Über den Rand seiner Brille sah er sie an und notierte sich etwas. »Ganz der Vater ...«

Wieder wurde ihr eiskalt. Milla fühlte sich, als würden Schneeflocken durch ihren Kopf stieben. Sie bekam keinen klaren Gedanken mehr zu fassen.

»Lassen Sie uns ein Foto machen! Sie sind ein hübsches Kind. Unsere Leserinnen werden begeistert sein.« Mit einem zufriedenen Grinsen zog Mr Horn einen Fotoapparat aus seiner Umhängetasche, blickte durch den Sucher und sagte: »Moment«, bevor er mit langen Storchenschritten den Gang hinunter verschwand.

Als Milla die Hände auf ihre Augen presste, merkte sie, dass sie zitterte. Hinzu kam das Gefühl, dass sich die Wände auf sie zuschoben, immer näher kamen, ihr langsam die Luft aus der Lunge pressten.

»Schon wieder da«, flötete Mr Horn. »Ist alles in Ordnung, meine Liebe?«

*Nichts anmerken lassen. So tun, als wäre gar nichts passiert.* Milla nahm die Hände runter. »Mir geht es blendend. Aber ich möchte nicht fotografiert werden, sondern endlich mit meiner Arbeit beginnen. Gute Nacht.« Sie sah zu Mr Ashcroft, der den Mund öffnete, um zu protestieren, sich dann aber doch lieber mit einem unsicheren Grinsen an Mr Horn wandte.

»Verehrtester, ich denke auch, es ist an der Zeit, zu gehen, nicht wahr? Schließlich ist es schon spät, Ihre Frau wird doch sicher froh sein, Sie heil zu Hause zu wissen. Und meine geschätzte Angestellte hat tatsächlich einiges zu tun. Es, ähm ... Ja.«

Der Reporter sah Milla über seinen Brillenrand hin-

weg mit hochgezogener Braue an. Milla reckte das Kinn vor, ging an ihm und Mr Ashcroft vorbei auf den Gang hinaus und steuerte das Foyer an. Dort schob sie sich am Kassenhäuschen und dem Tempel aus Pappmaché vorbei und griff im Vorbeilaufen nach den Hüten. Es war ihr egal, wie sehr sie die beiden zerquetschte. Ihr war übel, jeder Atemzug schmerzte, und in ihrem Kopf hämmerte die Frage, wie in aller Welt das hatte passieren können. Mr Horn, dieser Abend, alles.

Irgendwie gelang es ihr, den Schlüsselbund aus der Uniformtasche zu ziehen. Mit zittrigen Fingern führte sie ihn zum Schloss, betete stumm, dass er ihr nicht aus der Hand fallen würde, und atmete erleichtert auf, als es ihr gelang, die Tür aufzuschließen. Ruckartig zog sie sie auf.

»Gute Nacht.«

Betont langsam kam Mr Horn auf sie zu, gefolgt von Mr Ashcroft, der die Anspannung zwischen ihnen beiden zwar zu spüren schien, aber natürlich keine Ahnung hatte, was passiert war.

Dem Reporter starr in die Augen blickend, drückte Milla ihm seinen Hut in die Hand. Er schien noch etwas sagen zu wollen, doch als er ihre Miene sah, schluckte er es hinunter. Schweigend trat er hinaus, gefolgt vom Direktor. Immerhin gelang es Milla, sich halbwegs freundlich von ihrem Chef zu verabschieden. Der drückte sich seinen Hut auf den Kopf und blickte sie verwirrt an, doch Milla trug ein stählernes Lächeln im Gesicht, das wahrscheinlich noch morgen früh dort sitzen würde.

Sie schloss die Tür und hörte die Schritte der Männer

im Hof leiser und leiser werden. Dann das Knarren des Tors. Und Stille.

Stocksteif stand sie da, schloss die Augen und versuchte, langsam ein- und wieder auszuatmen.

Wie hatte er sie nur gefunden? War er zufällig auf sie gestoßen, weil er tatsächlich über Großbritanniens einzige Nachtwächterin berichten wollte, und während seiner Nachforschungen über ihre Vergangenheit gestolpert? Doch das war schier unmöglich. Sie hieß ganz offiziell Milla Taylor. Und niemand, der noch auf dieser Welt wandelte – abgesehen von Jack – wusste, was damals geschehen war.

Ob ihr bester Freund ...? Niemals!

Milla sah auf die Uhr. Drei Minuten nach neun. Sie straffte die Schultern, strich über den kratzigen Uniformstoff, rückte ihre Kappe zurecht und setzte sich in Bewegung, um das zu tun, wofür sie bezahlt wurde: dafür zu sorgen, dass die Zeugnisse der Vergangenheit sicher aufbewahrt waren. Getöpfungtes, Geschmiedetes, Geschnitztes, Gemaltes. Was heute Abend geschehen war, musste warten. Sie würde jetzt nicht darüber nachdenken, sondern ihre Aufmerksamkeit den kleinen Dingen schenken, die von irgendwem, der für das Weltgeschehen so unwichtig war wie sie selbst, einmal hergestellt oder genutzt worden waren.

Je länger Milla durch die Räume lief, hier einen Fettfleck entfernte und dort eine Wollmaus aus der Ecke fischte, desto ruhiger wurde sie. Glücklicherweise hatte sie ja Übung darin, unangenehme Dinge wegzuschieben – weit, weit weg.

Nach der Runde brachte sie die Klappstühle zurück ins Kassenhäuschen, schob die unbenutzten Becher wieder unter den Tisch und holte sich einen Hocker. Im Saal der Minoer machte sie es sich darauf bequem, goss dampfend heißen Tee in den Deckel ihrer Thermoskanne, legte das eine Bein über das andere und nutzte es als Stütze für ihren Zeichenblock. Hinter einer Statue aus Alabaster versteckt stand eine schmale Vase, deren Risse deutlich zutage traten. Vor rund 4000 Jahren hatte jemand darauf einen Kraken gemalt. Schwarz leuchteten die Augen des Tintenfischs; seine Arme waren ineinander verschlungen, als tanzten sie miteinander. Von ihrer Mutter wusste Milla, dass Kraken von herausragender Intelligenz waren, viel klüger als Vögel, und mit einem ungeheuren Gedächtnis ausgestattet. Und auch wenn sie sich nicht für sonderlich klug hielt, fühlte sich Milla den wirbellosen Tieren verbunden. Leise begann die Spitze ihres Bleistifts über das Papier zu kratzen. Es war das schönste Geräusch, das sie sich vorstellen konnte.

Das Museum war ihre Welt, ihr liebster Ort, ihr Zuhause. Sollte dieser Mistkerl von Reporter doch herauskramen und schreiben, was er wollte. Viel konnte es ohnehin nicht sein. Solange Milla hierbleiben durfte, würde sie es überleben.